



Wuppertal Institut
für Klima, Umwelt, Energie
GmbH

Benjamin Best, Gerolf Hanke, Oliver Richters

Urbane Suffizienz

Dieses Werk steht unter einer Creative-Commons-Lizenz (Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0 Deutschland). Die Lizenz ist abrufbar unter <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/>



Ursprünglich veröffentlicht als:

Benjamin Best, Gerolf Hanke, Oliver Richters (2013):

Urbane Suffizienz.

In: P. Schweizer-Ries, J. Hildebrand und I. Rau (Hrsg.): Klimaschutz & Energienachhaltigkeit : die Energiewende als sozialwissenschaftliche Herausforderung. Saarbrücken: Universaar, S. 105-117

Urbane Suffizienz

Benjamin Bestⁱ, Gerolf Hankeⁱⁱ, Oliver Richtersⁱⁱⁱ

In den Industrienationen hat die Mehrung an Gütern und Dienstleistungen ein Niveau erreicht, das historisch beispiellos ist – demgegenüber steht eine physisch und psychisch zunehmend erschöpfte Umwelt und Menschheit. Ob man „ökologische Rucksäcke“, den „Global Overshoot Day“ oder gesamtwirtschaftliche Kennzahlen heranzieht: Unsere Lebens- und Wirtschaftsform kann wegen ihres immensen Substanzverzehr nicht schön gerechnet werden. Dies kann am deutlichsten in Städten beobachtet werden kann, denn obwohl „nur“ die Hälfte aller Menschen weltweit in urbanen Räumen lebt, sind diese für über 80% der Treibhausgasemissionen verantwortlich. Unter anderem deswegen werden Städte in zentralen Publikationen der Nachhaltigkeitswissenschaften als prioritäre „Transformationsfelder“ beschrieben (WBGU 2011).

Die beiden im Diskurs prominentesten Nachhaltigkeitsstrategien, Effizienz und Konsistenz, leiden unter Unzulänglichkeiten, die ihre ökologischen Erfolge schmälern und neue Probleme aufwerfen. Eine Studie des „Global Carbon Project“ (Raupach u. a. 2007) zeigt, dass sowohl die Abnahme der Emissionsintensität einer Primärenergieeinheit (Konsistenz) als auch die Abnahme des Primärenergiebedarfs pro Wertschöpfungseinheit (Effizienz) ins Stocken geraten sind. Anstelle einer „Entkopplung“ menschlicher Aktivitäten vom Naturverbrauch stagniert der Material- und Ressourcenbedarf in den Industrieländern auf einem (zu) hohen Niveau, während er in vielen Schwellenländern rasant anwächst (vgl. Stengel 2011, S. 131–139). Ressourcenneutrales „grünes“ Wachstum, wie es beispielsweise VerfechterInnen eines „Green New Deal“ anstreben, entpuppt sich somit als ein trojanisches Pferd: Ohne eine Abkehr von der Wachstumslogik bleiben die ökologischen Effekte von Effizienz- und Konsistenzstrategie unterm Strich marginal, ja ihre enge Verknüpfung mit dem Begriff der Nachhaltigkeit führt sogar zu einer Verschleierung der ökologischen Krise. So kann sich Deutschland aufgrund seiner technologischen Erfolge im Effizienzbereich weiterhin als Musterland der Nachhaltigkeit gerieren, obgleich der Naturverbrauch pro Kopf weit über dem

i M.A. Sustainability Economics and Management, Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie (benjamin.best@wupperinst.org)

ii M.A. Soziologie, Biologische Anthropologie und Europäische Ethnologie, Norbert Elias Center for Transformation Design & Research der Universität Flensburg (gerolf.hanke@wachstumswende.de)

iii B.Sc. Physik, AG Theoretische Physik / Komplexe Systeme des Instituts für Chemie und Biologie des Meeres der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

globalen Durchschnitt liegt, insbesondere wenn „graue Emissionen“ (ausgelagerte „schmutzige“ Produktionsbereiche) in die Gesamtbilanz einbezogen werden.

Die negativen Konsequenzen herkömmlichen Wirtschaftswachstums beschränken sich allerdings nicht auf die ökologischen Auswirkungen. Die Folgen der (Selbst-)Ausbeutung für die gefühlte Lebenszufriedenheit werden – auch in den Industrieländern – immer offensichtlicher. Haben schon die „autofreundlichen Städte“ nicht notwendigerweise die Lebensqualität der BürgerInnen gesteigert, ergeben sich unerwünschte Nebeneffekte aktuell auch aus großen Infrastrukturprojekten, die beispielsweise für die „zukunftsfähige Energieversorgung“ notwendig gemacht werden. Eine wachsende Wirtschaft, die Berufskrankheiten, Burn-Out, rabiate Konkurrenz und erpressbare ArbeitnehmerInnen hervorbringt, verfehlt ihr Ziel, den gesellschaftlichen Wohlstand zu mehren. In die gleiche Kerbe schlägt das jüngst in der Ökonomik diskutierte Phänomen des „jobless growth“. Gemeint ist wirtschaftliches Kennzahlenwachstum, das keine Arbeitsplätze und damit auch keine Wohlstandsmehrungen im Sinne des klassischen Wachstumsmodells mehr abwirft.

Die Suffizienzstrategie soll einen Ausweg aus diesem Dilemma bieten, indem sie „im Spiel des unendlichen Wachstums und der unendlichen Bedürfnisse nicht mehr mitspielt“ (von Winterfeld 2007). Suffizienz meint dabei eine Orientierung auf das umwelt- und sozialverträgliche „rechte Maß“, das durch den Vollzug des eigenen Lebensstils keine Beeinträchtigungen Dritter zeitigt. Dies impliziert eine Abkehr von der Steigerungslogik der Arbeits- und Konsumgesellschaft (Arendt 2002), denn ohne Änderungen des Konsumverhaltens und der Lebensgewohnheiten insbesondere der Menschen in den Industrieländern scheinen Entlastungen der Erdatmosphäre und der Ressourcenbestände nicht in Sicht. Doch wenn Suffizienz mehr als bloße Entsagung sein soll, muss sie von den Menschen als eine (alternative?) Chance erkannt und genutzt werden, Lebenszufriedenheit und Glück zu stiften. Unsere These ist, dass Städte die besten Voraussetzungen für eine Suffizienzrevolution bieten: Kooperationen in Wohnquartieren und Nachbarschaften ermöglichen kollektive Nutzungsstrategien von Produkten und Dienstleistungen (Botsman & Rogers 2010), eine kommunale Orientierung rückt die enge Verwandtschaft zwischen Sozial- und Umweltverantwortung in den Blick (Davis 2010) und die direkte Wahrnehmung der sozialen und ökologischen Effekte geänderter Konsumstile motiviert zu weiterem Engagement („Empowerment“).

Die Annäherung an diesen Zusammenhang geschieht (1) durch eine Gegenüberstellung theoretischer Zugänge, die das Suffizienzkonzept aus Verzichtsassoziationen herauslösen und (2) ihre Verbindung zu einem pragmatischen Ansatz der urbanen Suffizienz, die das Element der urbanen Subsistenz integriert. Im ersten Schritt werden zwei Lesarten gegenübergestellt: Suffizienz als innere Umkehr und Suffizienz als politische Herausforderung.

1. Suffizienz als innere Umkehr

Aus einer subjektorientierten Perspektive wird Suffizienz als innere Umkehr zu einem nachhaltigen Lebensstil (von Einzelnen oder Gemeinschaften) verstanden, der als prägendes Leitbild das individuelle und kollektive Handeln beeinflusst. Die Annäherung an dieses Leitbild geschieht durch persönliches Handeln oder durch Übereinkunft mit weiteren Personen. Anders als die Effizienz- und die Konsistenzstrategie, die durch politische Rahmensetzungen befördert werden können, bedarf Suffizienz in dieser Lesart einer freiwilligen Änderung von Verhaltensweisen.

Die funktionale Differenzierung moderner Gesellschaften, ihre soziale und technologische Beschleunigung, die Vereinzelung der Menschen, die gleichzeitige Entstehung von Knappheiten und deren Auflösung in Überfluss (Baecker 2006), die entsprechenden ökologischen und sozialen Nebenwirkungen und vieles mehr – modernisierungskritische AutorInnen, die Suffizienz als innere Umkehr beschreiben, sehen die Ursache für die ökologische und soziale Krise in einem ganzen Set an industriellen und konsumgesellschaftlichen Zugriffen und Auswirkungen. Die Rede ist von „Pathologien der Moderne“ (Stengel 2011 S. 16) und „Krankheiten“, die „therapiert“ (ebda, S. 29) werden müssten. Sie fürchten sich vor einer vollkommen von Maschinen und Managementregeln durchwirkten Welt, in der nach Abtötung aller schöpferischen Möglichkeiten durch eine selbsttätige Technik die Menschen früher oder später nichts mehr zu bestellen haben. Erich Fromm (der das Wort Suffizienz nicht benutzte, sondern von „postmaterialistischen Lebensstilen“ sprach) ging so weit, zu behaupten, dass in der Überflussgesellschaft die Menschen selbst in Dinge verwandelt würden und ihr Verhältnis zueinander Besitzcharakter annehme (Fromm 1998).

Marianne Gronemeyer stellt dem „Projekt der Moderne“ insgesamt einen Totenschein aus: Der moderne Mensch, der eigentlich angetreten sei, um der bedrohlichen und wilden „ersten Natur“ eine menschlichere, durchschaubare und handhabbare „zweite Natur“ gegenüber zu stellen (Gehlen 2003, S. 38), sehe sich nun im Dickicht der menschlichen Konstruktionen gefangen. Die zweite Natur habe sich als unkontrollierbarer, fremder und bedrohlicher herausgestellt als die erste (Gronemeyer 2002). Moderne Individuen lebten in einer „Hölle“, in die sie hinein geboren würden und die sie in ihrem alltäglichen Leben reproduzierten. Dem Religionsphilosophen Emmanuel Lévinas zufolge stehen Menschen in der Hölle vor zwei Möglichkeiten: Der schrecklichen Umgebung so ähnlich zu werden, das man sie gar nicht mehr wahrnimmt, oder sich ihr zu widersetzen. In diesem Sinne appelliert Marianne Gronemeyer, Lévinas zitierend, an jeden Menschen, „mitten in der Hölle zu suchen und zu finden wissen, was Nicht-Hölle ist und ihm Bestand und Raum zu geben“ (Lévinas, nach Gronemeyer).

Nach Marianne Gronemeyer gibt es drei Fähigkeiten, die das Selbst entwickeln muss, um sich den Zumutungen der Konsumgesellschaft entwinden zu können: die Fähigkeit des Erleidens,

die Fähigkeit des Bewirkens und die Fähigkeit des Unterlassens.

- Erleiden ermöglicht dem, der darin geübt ist, Leid auszuhalten und sich nicht auf das Versprechen einzulassen, Konsum würde „überflüssiges Leid“ ersparen.
- Bewirken ist der dynamische Gebrauch der natürlichen und menschgemachten Umwelt mit dem Ziel, den Dingen Nutzbarkeit zu verleihen.
- Unterlassen ist eine Kraft des Bewahrens, die sich dem schnellen Wechsel entgegenstellt und disziplinierte Selbstbegrenzung als einen fundamentalen Akt der Freiheit ermöglicht.

Auch Marianne Gronemeyer (2002) spricht nicht von Suffizienz, aber die von ihr beschriebenen Fähigkeiten zur Befreiung vom industriell-technologischen Komplex ähneln dem, was zahllose andere AutorInnen mit der Eleganz der Einfachheit (Sachs 1993), Genügsamkeit, Maßhalten und der Kunst der Selbstbeschränkung meinen. Individuen seien aufgerufen, ein rechtes Maß und eine neue Balance zwischen materiellen und immateriellen Gütern zu finden: eine neue Kultur der Lebenskunst und Einfachheit. Menschen, die Suffizienz als Haltung einnehmen, lösen sich dadurch von Abhängigkeit und Erpressbarkeit durch die Konsumgesellschaft. Sie sind – so die zugrunde liegende Annahme – den Zumutungen der modernen Gesellschaft nicht hilflos ausgesetzt, sondern könn(t)en sie durch behutsame Eingriffe in eine sozial-ökologische Richtung entwickeln.

Aber woher sollen die durch Gronemeyer (2002) definierten Fähigkeiten (bzw. die Kultur der Suffizienz) kommen? Wie sollen die Menschen den Dreiklang der Fähigkeiten des Bewirkens, Erleidens und Unterlassens erlernen? Durch Bildung, Erziehung, d.h. durch Indoktrination? Aber vor allem: Wie soll die geforderte absolute Reduktion der Nachfrage entstehen, wenn die freiwillig Veränderungsbereiten leider eine gesellschaftliche Minderheit sind (Linz & Scherhorn 2011)?

2. Suffizienz als politische Herausforderung

Als politisches Programm richtet sich Suffizienz auf den verbindlichen Minderverbrauch knapper Ressourcen und verzichtet auf die Beschreibung von Suffizienz als kulturelle Norm. Bereits 1977 hat André Gorz die hoffnungsvolle Forderung „Konsumieren Sie weniger, und sie werden mehr leben“ als politisch naiv zurückgewiesen. Als früher öko-sozialistischer Denker konnte er auch nicht anders, als die Verantwortung für Suffizienz – obwohl auch er sie nicht so nannte – genuin *politisch* zu lesen. Gorz wirft die Frage auf: Warum wurde erst eine Wachstumsgesellschaft geschaffen, anstatt dass man sich von vornherein mit „echtem“ Wohlstand beschäftigte? Seine Antwort ist, der Kapitalismus sei zu dynamischem Wachstum gezwungen, wenn er Krisen vermeiden will. Seine relative Stabilität beruht auf steigender ökonomischer und technischer Effizienz, die einen wachsenden materiellen Wohlstand über

mehrere Krisenperioden hinweg ermöglicht. Wachstum und Geldvermittlung lösen gesellschaftliche Konflikte ab und bremsen unliebsame Forderungen nach Umverteilung aus. Erst das Erreichen ökologischer, sozialer und wirtschaftlicher Grenzen erzwingt, die Verschwendung in bestimmten Bereichen einzuschränken (Gorz 1977).

Der von der modernisierungs- und kulturkritisch argumentierenden Seite vertretenen Ansicht, wir lebten in einer technokratischen Gesellschaft, stimmen die politischen AutorInnen nicht zu. Es herrsche keineswegs die Technik, verwaltet von den TechnokratInnen, sondern der Profit, verwaltet von ProfitmacherInnen. So formuliert der kommunistische Autor und Feuilletonist Dietmar Dath eine harsche Kritik an der Entsagung: „Warum sollen die Sklaven den Gürtel enger schnallen, wenn die Herren den Planeten vollgekotzt haben?“ (Dath 2008). Verzicht auf die Früchte der Industrialisierung und des kapitalistischen Wirtschaftssystems als etwas moralisch Hochwertiges, als eine neue Frömmigkeit zu verkaufen, schütze die Eliten der Gesellschaft heute noch davor, jetzt schon größere Kuchenstücke ihres gesellschaftlichen Wohlstands abgeben zu müssen, so Dath (2008).

Abgesehen davon reiche es nicht aus, den Menschen bloß zu sagen, was sie tun sollen und was nicht. Der obsessive Drang, mehr zu verdienen und mehr zu konsumieren, könne durch bloßes Lernen nie ein Ende finden. Nachhaltigkeit sei keine Privatsache, schließt Arnim Grunwald aus den beschränkten Freiheitsgraden für individuelles nachhaltiges Handeln, sondern in ihrer inhaltlichen Ausgestaltung wie auch in der Umsetzung eine öffentliche Aufgabe (Grunwald 2010). Zwar können Menschen an einer öffentlichen Gestaltung von Nachhaltigkeit teilnehmen, aber die Kernaussage bleibt, dass Suffizienz neben dem individuellen Wollen und Können insbesondere förderliche Außenbedingungen voraussetzt, also beispielsweise die ausreichende Bereitstellung kostengünstiger öffentlicher Verkehrsmittel oder gesetzliche Regelungen, die ressourcenintensive Produktion und Konsumtion in die Schranken weisen.

Suffizient solle zudem nicht ausschließlich das individuelle Verhalten sein, schreiben Gerhard Scherhorn und Manfred Linz (2011), sondern auch die Arbeit von Organisationen und Unternehmen. In einem „Impuls zur WachstumsWende“ des Wuppertal Instituts treten sie für eine Politik der Suffizienz ein: Sie sind skeptisch, dass beispielsweise die AutokäuferInnen ihre gegenwärtigen Ansprüche an ein Auto zurücknehmen (können), da die ökologischen Fortschritte in der Industrie sich lediglich auf minimale Transformationen wie die Änderungen des Antriebssystems beschränken. Ein weiteres Problem ist, dass eine „innere Umkehr“ inklusive des Versuchs, eine kritische Masse für den Wandel zu bilden, in sehr kurzer Zeit erfolgen müsste. Vorgaben wie die Treibhausgasminderungsziele der Europäischen Union (EU) lassen nur einen sehr geringen Spielraum für zögerliches Handeln und langwierige Bewusstseinsbildungsprozesse. Auf eine freiwillige Verhaltensanpassung könne daher nicht gewartet werden kann, stattdessen sollen die notwendigen Änderungen durch politische und rechtliche Rahmenbedingungen ermöglicht und erleichtert werden.

Jedoch sind regulatorische Ansätze zur Förderung von suffizientem Handeln in ihrer Reichweite begrenzt, da sie lediglich nachsorgend die Spitzen nicht-nachhaltiger Lebensstile und Konsummuster kappen können, ohne die zugrunde liegenden Ursachen von Konsumdrang und Steigerungslogik anzurühren. Neuere Forschungen ergeben, dass eine lokale, tendenziell änderungsresistente Konstellation aus natürlichen, technologischen und sozialen Elementen der Lebenswelt (Bickerstaff & Walker 2003) nur bedingt durch Anordnungen geändert werden kann. Um einige Weichen grundlegend neu zu stellen, muss demnach die lokale Ebene in den Blick genommen werden. Nicht zuletzt das Scheitern des „top-down-Paradigmas“ der Klima- und Umweltpolitik (Geden 2011) legt nahe, dass es in der Tat keine andere Option gibt, als reale Umgestaltungsprozesse dort anzustoßen, wo sie ihre Wirkung zeitigen sollen. Daher wenden wir uns im dritten Schritt der Stadtebene zu, die ein Experimentier- und Erfahrungsraum für neue Lebensstile sein kann.

3. Urbane Suffizienz

Die beiden Suffizienz-Ansätze „innere Umkehr“ und „politische Herausforderung“ stoßen jeweils an Grenzen:

- Politische Maßnahmen sind limitiert, weil sie nicht notwendigerweise zu greifbaren Lebensstiländerungen führen (Smith 2011, S. 159).
- „Bottom-up“ Initiativen sind sich langsam entwickelnde, generationenübergreifende Prozesse, die dem voranschreitenden Substanzverzehr nicht schnell genug ein Ende bereiten (Linz & Scherhorn 2011).

Was Suffizienz in großem Stil (noch) verhindert, hängt nicht nur am Denken und Handeln der Menschen. Vielmehr sind es die komplexen Verschränkungen von gesellschaftlichen, technologischen und natürlichen Elementen, die gemeinsam eine Transformation in Richtung Nachhaltigkeit verhindern. Auf Basis techniksoziologischer Erkenntnisse lässt sich sagen, dass diese „Blockaden“ (WBGU 2011, S. 5) nicht aus singulären Elementen bestehen, sondern Verknüpfungen von Handlungsroutinen und -strukturen (bspw. Konsumgewohnheiten, Subventionen oder das Kreditgeldsystem) mit Technologien bzw. Infrastrukturen (bspw. Großkraftwerke, das Straßennetz oder schnell veraltende Computer) darstellen, die unter dem Begriff „sozio-technische Systeme“ zusammengefasst werden können. Die Entwicklung technologischer und mentaler Infrastrukturen (Welzer 2011) gehen ebenso miteinander einher wie Änderungen der Verhaltensweisen und der bebauten Umwelt. Dieser Zusammenhang kann in urbanen Systemen am deutlichsten beobachtet und beeinflusst werden, denn Städte bieten aufgrund ihrer hohen Veränderungsdynamik nicht nur anschauliche Forschungsfelder für solcherlei interdependente, ko-evolutive Prozesse, sondern durch die niedrige Skalierung auch ein großes Potenzial für gezielte Interventionen zur Beförderung suffizienter Strukturen und Lebensstile. Somit beinhalten urbane Lebensräume

sowohl die entscheidenden Barrieren wie auch die Ermöglichungsstrukturen für Nachhaltigkeit (Paredis 2011; Stengel & Bräuer 2012).

Eine Suffizienzstrategie sollte nach diesem integrierten Verständnis auf eine praktische Veränderung der Verhaltensweisen und der bebauten Umwelt ausgerichtet sein. Eine tatsächlich gesellschaftsumfassende Neuausrichtung des Lebensstils – welche der WBGU (2011) in Anlehnung an den Wirtschaftshistoriker Karl Polanyi als „(Große) Transformation“ bezeichnet – beginnt bei „Pionieren des Wandels“ bzw. „change agents“ (Kristof 2010): „Um Erfolg zu haben, müssen ‘Pioniere des Wandels‘ (...) die Grenzen des etablierten Gesellschaftskonzeptes (...) plausibel aufzeigen können und über (attraktive) Leitbilder (Narrative) verfügen, an denen sich der gesellschaftliche Wandel ausrichten kann“ (WBGU 2011, S.90). Suffizienz muss sich ein solches Narrativ verschaffen, solange ökologischer Raum zum Umsteuern überhaupt noch vorhanden ist. Plädiert Suffizienz für einen kreativen und spielerischen Umgang mit den ökologischen Grenzen und erkennt sie darin einen bisher nicht da gewesenen Nutzen, wird sie attraktiv. Im Zentrum dieser Denkweise steht ein pragmatischer Ansatz der Nachhaltigkeit, der sich in Anlehnung an die Philosophie John Deweys nicht damit bescheidet, Definitionen und Konzepte für Suffizienz zu diskutieren, sondern diese Diskussionen als Ausgangspunkt für praktische Erfahrungen nutzt, aus denen wiederum gelernt werden kann und soll (Moore 2010, S. 15). Suffizienz ist in dieser Lesart weniger eine Lösung als mehr ein Arbeitsprogramm; vor allem aber gibt sie Indizien dafür, in welche Richtung die existierende Welt verändert werden kann. Dieses Vorgehen schlägt also nicht nur eine Brücke „vom Wissen zum Handeln“, sondern spricht sich auch für die Idee „Wissen durch Handeln“ aus. Es setzt darüber hinaus auf gemeinsames Handeln und delegiert die Aufgabe der Transformation nicht in die Zukunft, nicht an die Technik und auch nicht an die politischen oder wirtschaftlichen Eliten.

Die Ebene, auf der sich das subjektorientierte Plädoyer für eine innere Umkehr und die politikzentrierte Argumentation vereinen lassen, ist die überschaubare lokale (urbane) Lebenswelt, in der Handlungsspielräume für beiderlei Veränderungen bestehen, die sich wechselseitig ergänzen und bestärken können. Hier bieten sich die Experimentierfelder praktischer Erprobung alternativer, nachhaltigerer Wirtschafts- und Lebensweisen, die weder in den ewigen Zirkeln makropolitischen Diskurse verharren, noch in blindem Aktionismus die abgeschlossene, ideale, eigene kleine Welt zu erschaffen versuchen. Funktionsfähige Beispiele lassen sich in Städten finden: durch die elegante Kombination von urbaner Subsistenz und Suffizienz (Müller 2011; B. Paech & N. Paech 2011) oder durch kurze Wege, lebenswerte öffentliche Räume, Radwege und ÖPNV (Stengel & Bräuer 2012).

Konkrete Suffizienzstrategien im lokalen Rahmen wären beispielsweise die Ersetzung passiven Konsums durch aktive Ko-Produktion, d.h. Fremdversorgung und Erwerbsarbeit könnten durch Selbstversorgung und Eigenarbeit ergänzt werden. Die damit einhergehende Einbuße an materiellem Güterwohlstand im herkömmlichen Sinne (dessen einseitige

Fokussierung ohnehin zunehmend in die Kritik gerät), wird durch Zufriedenheit stiftende soziale Interaktionen, Entschleunigungseffekte und die Erfahrung von „Selbstwirksamkeit“ (Deci & Ryan 2000) in der „local governance“ kompensiert. Experimentelle Strategien und manuelles Improvisationsgeschick stehen im Vordergrund und zeigen, dass zukunftsfähige Lösungen nicht nur auf dem Papier stehen dürfen, sondern in die Praxis umgesetzt werden müssen, um Veränderungen der wirklichen Wirklichkeit bewirken zu können. Dies ist in Kurzform auch das Programm der „Postwachstumsökonomik“ (N. Paech 2009), ein neues Forschungsfeld, das der Oldenburger Wirtschaftswissenschaftler Niko Paech in den letzten Jahren entwickelte und das sich mit der Erforschung der Spielräume und Potenziale einer nicht mehr wachsenden Wirtschaft auseinandersetzt.

Die Postwachstumsökonomik bietet damit ein solches positives Narrativ im Sinne des WBGU, denn sie berechnet u.a. die Entlastungsfunktion, die ein Entsagen von überflüssigen und zeitraubenden Konsumoptionen hat. In einer mikroökonomischen Untersuchung der Suffizienz legt Paech dar, wie gemäßiger Konsum durch einen größeren Zeitabstand zwischen Konsumhandlungen auch einen größeren individuellen Nutzen stiften kann (N. Paech 2010). Die Postwachstumsökonomik ist nicht die erste Herangehensweise, die den Suffizienzbegriff erfolgreich aus Verzichtsassoziationen herauslöst. Aber sie stellt den ersten Anlauf für die Erarbeitung eines wissenschaftlichen Rahmens dar, der neben der Generierung neuer individueller Nutzen („Zeitwohlstand“ etc.) auch sozial-psychologische Effekte wie Selbstwirksamkeit und soziale Interaktion zu betrachten erlaubt. Sie ermöglicht darüber hinaus eine praktische Handhabung des Problems, statt lediglich eine weitere Problemanalyse oder eine erneute Visionsentwicklung zu leisten. In einem ganz ähnlichen Sinne arbeitet Oliver Stengel in seinem jüngst erschienen Buch „Suffizienz: Die Konsumgesellschaft in der ökologischen Krise“, in dem nicht nur sogenannte „Suffizienzbarrieren“ analysiert werden, sondern auch Möglichkeiten für ihre Überwindung angegeben werden. Durch seine Argumente und Fürsprache für Suffizienz wird dem Konzept die notwendige öffentliche Legitimation verschafft und den Agenten des Wandels („change agents“) die Pionierarbeit durch die Erkenntnis erleichtert, nicht alleine gegen den Strom anschwimmen zu müssen.

Die Strategien und Ansätze der Postwachstumsökonomik sind auf Reversibilität, Fehlerfreundlichkeit, Kleinräumigkeit und Achtsamkeit bedacht, sie verschaffen den Individuen und der Gesellschaft Handlungsspielräume, etwa durch eine autofreie Innenstadt oder ein Unternehmen, das nicht wächst, aber im Markt besteht. Die Postwachstumsgesellschaft, wie wir sie andenken, ist auch nicht generell technologie- oder modernefeindlich: Wir gehen davon aus, dass es Technologien (oder besser: Werkzeuge) gibt, die den besten Nutzen aus der persönlichen Energie und Phantasie zu ziehen erlauben: kleine, langlebige, praktische, vielseitige und reparaturfähige Dinge.

Der gemeinschaftliche Umgang mit einem nur geringen oder möglicherweise gar einem negativen Wachstum ist eine wichtige Forschungs- und Kommunikationsaufgabe, zu der wir

einen Beitrag leisten wollen. Suffizienz stellt als Strategie eine Befreiung von Ballast, eine Steigerung der Lebensqualität durch Konzentration auf das Wesentliche und damit eine Orientierung an Qualität statt Quantität in Aussicht. Sie bricht mit gängigen, materiell fixierten Wohlstandsideen, individuell wie kollektiv – und setzt zugleich alternative Leitbilder des „guten Lebens“ dagegen. Dieser Bruch passt in eine Zeit, in der vielen Menschen bereits klar geworden ist, dass das klassische Fortschrittsmodell ausgedient hat. Seit der ökologisch-ökonomischen Doppelkrise rücken die Grenzen der konventionellen Wachstumsorientierung mehr und mehr ins kollektive Bewusstsein. Beispiele für einen stattfindenden Wandel gibt es bereits; um nur einige zu nennen: Die Mehrzahl junger Menschen in den deutschen Metropolen hat sich vom „Mythos Automobil“ verabschiedet (May 2009), in den Städten schießen „urban gardening“ und „transition town“-Initiativen aus dem Boden und Deutschland, Frankreich und England haben Regierungskommissionen zur Entwicklung alternativer Wohlstandsindikatoren eingerichtet. Aber auch in der Wissenschaft bläst ein frischer Wind: Die Systemfrage darf wieder öffentlich gestellt werden und die neoklassische Volkswirtschaftslehre wird in den Wirtschaftsmagazinen der überregionalen Zeitungen zum Abschluss freigegeben. Transformationsforschung ist auf dem Vormarsch, allerorten entspinnen und verweben sich außeruniversitäre Netzwerke ambitionierter NachwuchswissenschaftlerInnen und die einschlägigen Kongresse zur Wachstumsfrage können den Andrang der InteressentInnen kaum bewältigen. So ermutigend die vielen Beispiele sind, noch ist die kritische Masse nicht erreicht, noch blockieren Machtinteressen und (partei-)politische Rivalitäten den Wandel. Und vor allem hält die alte Generation das Ruder beharrlich auf Kollisionskurs. Doch ohne diese Kräfte und Machtapparate werden die anstehenden Herausforderungen kaum zu meistern sein.

Auch wenn die gesamtgesellschaftliche Umsetzung einer suffizienten Lebensweise nicht an staatliche Institutionen delegiert werden kann, ist sie von der Schaffung günstiger Rahmenbedingungen abhängig. Politische Maßnahmen, die Suffizienz befördern, scheinen uns für eine Große Transformation unerlässlich. Aber: politische und wirtschaftliche EntscheidungsträgerInnen werden nicht von selbst handeln. Ihre Reaktion erfolgt zumeist zeitverzögert auf zivile Bewegungen und für die Regulierung entscheidet man sich erst dann, wenn ein gesellschaftliches Problem nicht mehr nur unter der Oberfläche brodeln, sondern überkocht. Vertrauen wir auf Initiativen aus nationaler und internationaler Politik, so bleibt die Große Transformation sehr wahrscheinlich eine weitere Worthülse im weichgespülten Nachhaltigkeitsdiskurs (Finke 2012). Nutzen wir jedoch die „mittlere Ebene“ zwischen großer Politik und kleiner Selbstveränderung, die urbanen Nachbarschaften und Gemeinschaften, so besteht die Chance, inmitten der Industriebrachen kleine Inseln alternativer und zukunftsfähiger Wirtschafts- und Lebensstile zu schaffen. Und wenn diese tatsächlich attraktiv genug erscheinen, so werden sie zum einen NachahmerInnen finden und zum anderen den nötigen Druck auf die höhere politische Ebene erzeugen. Ein sich wechselseitig bestärkender und Wandlungsprozess wäre die Folge.

Literatur

- Arendt, H., 2002. Vita activa oder Vom tätigen Leben Neuausgabe., Piper Taschenbuch.
- Baecker, D., 2006. Wirtschaftssoziologie, transcript Verlag.
- Bickerstaff, K. & Walker, G., 2003. The place(s) of matter: matter out of place - public understandings of air pollution. *Progress in Human Geography*, 27(1), S.45-67.
- Botsman, R. & Rogers, R., 2010. What's Mine Is Yours: The Rise of Collaborative Consumption, HarperCollins.
- Dath, D., 2008. Dietmar Dath: Sozialismus statt Öko-Reformen. Online: <http://debug.de/mag/5521.html> [Zugegriffen Februar 20, 2012].
- Davis, M., 2010. Wer wird die Arche bauen? Das Gebot zur Utopie im Zeitalter der Katastrophen. *ARCH+*, 1(196/197), S.28-33.
- Deci, E.L. & Ryan, R.M., 2000. The „What“ and „Why“ of Goal Pursuits: Human Needs and the Self-Determination of Behavior. *Psychological Inquiry*, 11(4), S.227-268.
- Finke, P., 2012. Das Nachhaltigkeitsgeschwätz. Die erstaunliche Karriere eines Begriffs. *agora42*, 1(2012), S.22-29.
- Fromm, E., 1998. Haben oder Sein, München: Dtv.
- Geden, O., 2011. Das Ende der Klimapolitik, wie wir sie kannten. In *Ungeplant ist der Normalfall: Zehn Situationen, die politische Aufmerksamkeit verdienen*. SWP-Studien. Berlin, S. 19-22.
- Gehlen, A., 2003. *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt* 14. A., Aula.
- Gorz, A., 1977. *Ökologie und Politik : Beiträge zur Wachstumskrise*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Gronemeyer, M., 2002. *Die Macht der Bedürfnisse. Überfluss und Knappheit*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Gronemeyer, M., o. J. *Gebraucht der Zeit - so schnell geht sie von hinnen*, Institut zur sozialen Therapie der Eilkrankheit.
- Grunwald, A., 2010. Wider die Privatisierung der Nachhaltigkeit Warum ökologisch korrekter Konsum die Umwelt nicht retten kann. *GAIA*, 19(3), S.178-182.
- Kristof, K., 2010. *Models of Change: Einführung und Verbreitung sozialer Innovationen und gesellschaftlicher Veränderungen in transdisziplinärer Perspektive*, vdf Hochschulverlag AG.
- Linz, M. & Scherhorn, G., 2011. *Für eine Politik der Energie-Suffizienz*, Wuppertal: Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie.
- May, N., 2009. *Abgewrackt: Entzaubert die Wirtschaftskrise den Mythos Auto?* Dresdner

Neueste Nachrichten, S.9.

Moore, S.A., 2010. Pragmatic sustainability: theoretical and practical tools, Routledge.

Müller, C., 2011. Urban Gardening: Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt Neuausgabe., oekom.

Paech, B. & Paech, N., 2011. Suffizienz plus Subsistenz ergibt ökonomische Souveränität. Stadt und Postwachstumsökonomie. politische ökologie, Post Oil City. Die Stadt von morgen, 29, S.54-60.

Paech, N., 2009. Die Postwachstumsökonomie - ein Vademecum. Zeitschrift für Sozialökonomie, 46(160/161), S.28-31.

Paech, N., 2010. Nach dem Wachstumsrausch: Eine zeitökonomische Theorie der Suffizienz. Zeitschrift für Sozialökonomie, 47(166/167), S.33-40.

Paredis, E., 2011. Sustainability Transitions and the Nature of Technology. Foundations of Science, 16(2-3), S.195-225.

Smith, 2011. Community-led urban transitions and resilience: performing Transition Towns in a city. In: H. Bulkeley, V. C. Broto, & M. Hodson, hrsg. Cities and low carbon transitions. Taylor & Francis, S. 159-177.

Sachs, W., 1993. Die vier E's: Merkposten für einen maßvollen Wirtschaftsstil. politische ökologie, 33, S.69-72.

Stengel, O. & Bräuer, A., 2012. Klimaschutzkonzepte Suffizienzpotenziale für Kommunen - einen Schritt weiter. CHANC/GE, Klimaschutz in den Städten und Gemeinden.

Stengel, O., 2011. Suffizienz: Die Konsumgesellschaft in der ökologischen Krise, Oekom.

Welzer, H., 2011. Mentale Infrastrukturen. Wie das Wachstum in die Welt und in die Seelen kam, Heinrich Böll Stiftung, Online: <http://www.boell.de/publikationen/publikationen-mentale-infrastrukturen-schriften-oekologie-11871.html> [Zugegriffen Juli 16, 2011].

von Winterfeld, U., 2007. Keine Nachhaltigkeit ohne Suffizienz: Fünf Thesen und Folgerungen. vorgänge, 3(179), S.46-54.

Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung für Globale Umweltveränderungen (WBGU) hrsg., 2011. Welt im Wandel: Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation, Online: http://www.wbgu.de/fileadmin/templates/dateien/veroeffentlichungen/hauptgutachten/jg2011/wbgu_jg2011.pdf.